



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Literatur

**Friedrich Mergner.** Ein Lebensbild. Mit einem Vorwort von **August Sperl.** Leipzig 1910. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. Preis 3 M.

„So ist dieses Buch das schlichte Denkmal eines Edeln unseres Volkes — es ist aber auch ein Ehrenbuch des äußerlich so armen, innerlich oft so reichen, evangelischen Pfarrhauses“. Mit diesen Worten schließt der als Kulturhistoriker und als Dichter gleich hochgeschätzte Würzburger Archivar Sperl die einführende Vorrede zu dem Lebensbilde des bayerischen, lutherischen Pfarrers Friedrich Mergner, der von seiner Tochter „mit kindlicher Liebe und, was mehr ist, durchaus mit Wahrheitsliebe gezeichnet“ ist. Der Zweck dieses Buches ist die eigenartige Schilderung eines deutschen Gelehrtenlebens, das trotz seiner Schlichtheit doch ein Spiegelbild deutschen Idealismus und evangelischer Frömmigkeit ist. Ein Leben, in dem Theorie und Praxis sich sehr genau miteinander gedeckt haben, ist wert, auch kommenden Geschlechtern als Vorbild zu dienen, von dem ungefüme Winkelpropheten und Schwarmgeister, die mit ihrem Tatendrang sich überhasteten, Ungefüme, die steter Wechsel ergötzt, Ideologen, die ins Blaue und Leere hineinstürmen, um den Beifall der Menge hohlen und von der blöden Masse das Heil in Staat und Kirche erwarten, von dem alle, die es angeht, lernen können, wie leeres Idealisieren in der sittlichen und religiösen Welt nichts nützt, wenn nicht eine starke, feste Persönlichkeit das Leben diesseits der Grenzen von Gut und Böse meistert. Mergner war Theologe, Dichter, Gelehrter, vor allem aber Musiker. In allen Lagen des Lebens hat er sich als edel, fromm, tatkräftig, bedeutend,

als Kirchenpolitiker unabhängig nach oben bewährt. Er muß ein Mann gewesen sein, der viele überragte, vor dem viele, Hohe und Niedrige, der Jüngling und der Greis am Stabe in neidloser Anerkennung sich beugten. Der Schauplatz seines Lebens hat nicht selten gewechselt, Regensburg, Erlangen, Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, Weinheim, Pfofeld, Ortenburg, Ditterswind, Muggendorf, Altstadt Erlangen, Heilbronn. Bürgerliches Kleinleben aus den Jahren 1818 bis 1891, wie es in den protestantischen Landesteilen Bayerns sich abspielt, wird in idyllischen Zügen liebevoll geschildert, manchmal eine ausführliche, stets eine höchst feine Malerei. Der Held der Erzählung, ein religiös orthodoxer Lutheraner vom alten Schlage, entwickelt sich zum religiösen Komponisten, auf den religiöse Katholiken wie Dominikus Mettenleiter aufmerksam werden, den frommen Laien wie Staatsrat Hallwachs in Darmstadt zitteren, um seine Passionsmusik aufzuführen, dem gelehrte Professoren wie Köstlin in Friedberg und Spitta in Straßburg wünschen, daß seine edelgefügten, tief empfundenen Lieder dem festen Bestande des deutschen Hauschazes eingefügt werden und bleiben. Außer am Helden selbst erfreut man sich von Herzen an der trefflichen Charakteristik von Mergners Frau, an Mergners Brüdern, Vettern, Schwägern, den Sperls und Brauns, lauter Männergestalten, die ihre tüchtige Herkunft nicht verleugnen. Wohlgelungene Episoden, wie die heimliche Teilnahme der fünf Neundettelsauer Schwestern an der Kaiserproklamation zu Versailles bekunden eine feine Hand, die treffliche Schilderungen von Zeit und Ort zu gut beobachteten Stimmungsbildern und ersten Kulturschilderungen zu gestalten weiß. Das Buch kann jedermann aus dem Volke lesen und

verstehen, es ist mit den schlechtesten Mitteln, schmucklos, ohne alle Tendenz geschrieben, aber doch empfindet den Reiz der bescheidenen Einfachheit nur ein feiner Sinn. Alle geht es an, die einen Einblick in dies häusliche Leben unserer Väter lieben und aus der Schlichtheit derselben lernen wollen, daß auch unsere Zufriedenheit, unsere Freude und unser Lebensglück dort erblüht, wo diese Bedingung erfüllt ist und damit das Erbe der Väter erhoffen läßt.

Heinrich Reuß = Hamburg = Fußsbüttel

**Rußland in der Auffassung des russischen Dichters.** Über den von langen Wegen, Tälern und schmalen Schluchten umgürteten Feldern, die sich hinter den Horizont verkröchen, hing unsichtbar und unhörbar, aber fest und schwer das Ungeborene. Die Erde wollte etwas gebären —, was? — weder Wälder, noch Berge, noch Wolken —, die Erde wollte etwas gebären.

Hier und da hatten sich Gutshöfe und Dörfer weit über das leere Gelände zerstreut und an sie geschmiegt, schüchtern steckten Kirchen ihre vergoldeten Häupter empor; der Wind trug von irgendwoher Lieder herüber und streute sie um sich, Lieder, trostlos, wie der Wind, breit wie die Felder. Taumelnd ging es weiter, dies nackte von allem entblößte Leben, von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, — immer das gleiche.

Wo gibt es ein Versteck in den Feldern? — Überall wird man gesehen. Die Felder haben für alles eine einzige Seele zusammengeschweißt, und sie hat sich durch alles hindurchgewunden; alles hat eine Seele: das Sommergetreide, das Wintergetreide, die Brache, der Getreidekäfer, die Dürre, der Hagel, das Weib, das Pferd, die Feiertage und Fasten, die Dorfgemeinde, das Jenseits und über alledem der ordnende, schwielige, unermüdete Gottarbeiter im Himmel.

Vögel — frühliche Waldglöcklein, gibt es auf den Feldern nicht. Raben, Dohlen, Saatkrähen, Bussarde, Kiebitze und Ammern sind keine frühlichen Vögel. Selbst die Fieselmaus im Felde pfeift traurig.

Es trauert das Frühlingsmorgenrot, es trauern die Wiesen, es trauert das schwellende Korn.

Die Frühlingstage der Felder sind Tage erschlaffend wilder grüner Hoffnungen. Der Glaube ist fast geschwunden, tausendfach betrogen und verlacht, glimmt er noch kaum, aber auch er ist bereit, sich von zärtlicher Liebe zur lodernnden Flamme entfachen zu lassen. Von der Kraft des warmen Regens getränkt, bläht sich jede eckige Scholle der Schwarzerde. Um die Bette reden sich eilig und lachend die dünnen Röhrchen der Grashalme, lassen aus ihrem Dickicht Lerchen zum Himmel aufsteigen; trinken den nächtlichen Tau und strecken sich immer höher, immer höher bis an den Bauch der niedrigen braunen Bauernmähre und noch höher, immer höher hinauf. Bis sie plötzlich Halt machen, sich umsehen und erschreckt eilig abblühen, gelb werden, zu welken beginnen.

Dort, wo im Sommer unter der stillen Sonne das von Menschenhand Gesäte goldig reift, dicht und schwer die Ähren sich wiegen, stehen erntefroh die Tennen, klagen sehnsuchtsvoll die Felder um das Ungeborene. Höre nur, — sie klagen es den fernen Horizonten: „Vergebens!“

Es schlafen die Horizonte, die unbarmherzig genau gezirkelten Kreise. Jemande dunkle Nacht hat sie einst vor undenklichen Zeiten gezogen: wer wird den Zauber lösen?

Und wenn man die Felder schert wie Schafe, deren Wollschaf sich wellt, sind sie mit einem Male leer, elend, erniedrigt und überflüssig, und sie bitten die Herbstwolken, wie um ein Almosen, daß sie sie von Kopf bis zu Fuß in Schnee einhüllen möge, damit sie den Himmel nicht sehen, der über sie lacht.

Welch eine ungeheuerliche Anspannung, welche unerhörte Kraft hat die Erde aufgeboden, um aus sich etwas Großes unter die Lieblosigkeit der Sonne zu bringen, — und sie hat doch nichts hervorgebracht!

Meine Felder! Seht, ich stehe allein in eurer Mitte mit entblößtem Scheitel. Ich rufe euch, hört ihr's? Der Wind zaust mein Haar, — ist das euer Atem? Grau, glatt, weit und breit übersehbar, voll Trauer über eine unheilvolle Zeit, bergt ihr das Geheimnis Gottes, — ich stehe unter euch verloren und allein.

Meine Kindheit, meine Liebe, mein Glaube! Ich lasse meinen Blick über euch schweifen von Osten nach Westen und Tränen unnebeln

meine Augen. War es in meiner Kindheit, in meiner aprilgrünen Kindheit, als ihr mich mit diesem abgrundtiefen Blick demütig und streng ansah? Und jetzt stehe ich da und warte, stehe und lausche mit scharfem Ohr, — gebt Antwort!

Ich fühle euch, wie eine Wunde, mit dem Herzen fühle ich eure ganze Weite. Nur ein Wort, nur ein einziges vernehmbares Wort, — ihr lebt doch? Eure sehnsüchtigen Augen sehe ich dort, — dort am Ende der Welt. Nur ein einziges Wort, — ich höre . . . Nein! Vor mir ist es öde und ihr schweigt, und eure Trauer ist meine Trauer.

Ihr Leidensgefährten, meine Felder, meine Heimat, — ich bin an eure feuchte und warme Brust gesunken und küsse euch, alles vergessend, mit kindlicher Inbrunst\*).

### Naturwissenschaften

**Der fossile Mensch.** Unter diesem Titel hat der o. Professor der Geologie und der Paläontologie an der Berliner Universität **W. Branca** vor zehn Jahren in einem Vortrage anlässlich des fünften internationalen Zoologenkongresses eine der wichtigsten und interessantesten Fragen der paläontologischen Forschung behandelt. Unsere Kenntnis vom fossilen Menschen ist in diesen zehn Jahren durch zahlreiche glückliche, bezüglich ihres geologischen Alters sichergestellte Funde wesentlich vermehrt worden. Wieder zeigt uns Geheimrat Branca in einer gründlichen, lesenswerten Veröffentlichung den gegenwärtigen Stand dieser Kenntnis an. (W. Branca, „Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen“. Zeit u. Cie., Leipzig 1910. 8°. 112 S.) Was an positiven paläontologischen Daten ermittelt worden ist, hat er mit Sorgfalt zusammengetragen und kritisch verarbeitet, doch

\*) Wir entnehmen diesen Abschnitt einem symbolischen Roman von S. Sergejew = Zensti: „Die Trauer der Felder“, der den ungeheuren Pessimismus verrät, von dem die dünne geistige Oberschicht der Russen nach den Exaltationen von 1905 und 1906 ergriffen ist. Die Übersetzung stammt aus der Feder des Petersburger Journalisten Edgar Mesching, der sich als Übersetzer einer ganzen Reihe von zeitgenössischen russischen Schriftstellern bereits bewährt hat.

ist der Standpunkt, den er im Jahre 1901 dem Problem gegenüber gewonnen hatte, durch die neuen Erfahrungen nur in sehr geringem Maße verändert worden. Das neue Tatsachenmaterial hat seinen damaligen Anschauungen in den wesentlichen Punkten Recht gegeben.

Eines der Hauptergebnisse der Studien Brancas ist der Nachweis, daß schon in der Diluvialzeit zwei stark verschiedene Schädeltypen gleichzeitig nebeneinander in Europa vorkommen. Der eine, höhere Typus, dem Schädel des heutigen Europäers sehr ähnlich, ist mindestens durch sechs, sicher diluviale Schädel repräsentiert. Ihm gehört wahrscheinlich auch der altdiluviale Schädel von Galley Hill an. Man nennt ihn den Typus von Cro Magnon. Der zweite, minderwertige Typus wird zumeist als Neandertaltypus bezeichnet, obwohl der Schädel aus der Höhle des Neandertales selbst aus der Liste der sicher diluvialen Menschenreste ausgeschlossen werden muß. Charakteristisch für die Neandertalrasse war die stehende Stirn und das niedrige Schädeldach, das Auftreten stark vorspringender Überaugenbrauenwulste, im Unterkiefer die Maffigkeit und Höhe des horizontalen sowohl wie des aufsteigenden Astes, vielleicht auch der Mangel einer spina mentalis, eines kleinen Vorsprunges an der Innenseite der Fuge, im Zusammenhang mit dem noch unentwickelten Sprachvermögen. Dieser nach den Schädelmerkmalen tieferstehenden Rasse gehören die Schädel von Krapina, Le Moustier, Mauer bei Heidelberg und La Chapelle aux Saints an. Es gibt aber noch einen Zwittertypus, vertreten durch drei diluviale Schädel, an denen der Oberschädel die Merkmale der höheren Rasse, der Unterkiefer jene der tieferstehenden aufweist. Der Schädel des Neandertaltypus findet sich übrigens heute noch bei den Ureinwohnern Australiens.

Die Schädel beider Rassen finden sich in Europa gleichzeitig, auch würde der Versuch, die höhere Cro Magnon-Rasse auf die tieferstehende Neandertalrasse zurückzuführen, noch in anderer Beziehung erheblichen Schwierigkeiten begegnen.

Fossile Reste von tertiären Menschen kennen wir noch immer nicht. Die angeblich tertiären Menschenreste aus Südamerika können einer

kritischen Untersuchung nicht standhalten. Nur für einen vereinzeltten Wirbel vom Monte Hermoso läßt sich die Möglichkeit pliozänen Alters vielleicht noch nicht mit Bestimmtheit ausschließen.

Es sind also vorläufig immer noch nur die Colithen — Artefakte von sehr unvollkommener Art —, die als Beweise für die Existenz eines tertiären Alters der Gattung *Homo* herangezogen werden können.

Die heutigen Menschenaffen, beziehungsweise deren unmittelbare Vorfahren, können nicht in der direkten Ahnenreihe des Menschen stehen, wenngleich sie mit diesem im vollsten Sinne des Wortes blutsverwandt sind (Friedenthal'scher Versuch). Auch von Pithecanthropus, auf den seinerzeit große Hoffnungen gesetzt wurden, muß man in dieser Hinsicht absehen. Die Armut der Tertiärbildungen an fossilen Menschenaffen ist geradezu auffallend. Dazu kommt noch, daß die weit überwiegende Zahl der fossil bekannten Arten nur durch Zähne oder Kieferfragmente in unseren Sammlungen repräsentiert wird. Von fossilen Zwischengliedern, die eine zusammenhängende Ahnenkette von den Halbaffen bis zum Menschen darstellen, wie sie Haeckel zu kennen vorgibt, ist bis heute leider noch gar nichts gefunden worden. Noch immer besteht Brancas Ausspruch vollinhaltlich zu Recht, daß der Mensch in der Diluvialzeit als ein ahnenloser Parvenu, als ein wahrer *Homo novus* auf den Plan trete, natürlich nicht als ein Geschöpf, das überhaupt keine Vorfahren gehabt habe, aber als ein solches, dessen Vorfahren wir nicht kennen.

Als „Schlußbetrachtungen“ hat der Verfasser die Besprechung einer Reihe von Fragen allgemeiner Natur angefügt, die sich auf die Entstehung des Lebens, die einstämmige oder vielstämmige Herkunft der organischen Welt, auf kirchliche und naturwissenschaftliche Dogmen, Religion und Monismus beziehen.

Prof. C. Diener-Wien

### Tagesfragen

Von Krammetsvögeln war in unserem Aufsatz in Heft 34 „Im Hunsrück und Hoch-

wald“ die Rede. Nun schreibt uns Herr Oberrealschuldirektor Dr. Fr. Müller-Oberstein-Idar, daß der Fang von Krammetsvögeln im Großherzogtum Oldenburg, zu dem die geschilderte Hochwälder Gegend als Fürstentum Birkenfeld gehört, ebenso wie in anderen deutschen Staaten verboten ist. Demnach ist die auf S. 361 befindliche Angabe, daß ein Versand von Krammetsvögeln nach Saarbrücken und Trier stattfindet, irrig.

D. Schriftl.

### Nur objektiv!

An dem Wettbewerb um das in Berlin geplante Eugen-Nichter-Denkmal beteiligt sich auch Hugo Bederer

(Zettlungsmeldung)

Der Bismarck uns, den Hort des Reiches  
Verkörpert hat unübertroffen —  
Wir dürfen jetzt von ihm ein Gleiches  
Bezüglich Eugen Nichters hoffen!

Parteilos sein im Reich der Geister,  
So ziemt sich's. Wer wagt da zu lachen?  
Ist Nichter fertig, wird der Meister  
Sich ungefümt an Windthorst machen!

Georg Bötticher

\* \* \*

Eure gute Meinung beschämte mich.  
Es freut mich mehr Nichts auf der Welt,  
Als wenn Euch je mein Werk gefällt.  
Da aber aus eigenem Verusf  
Gott der Herr allerlei Tier erschuf,  
Daß auch sogar das wüste Schwein,  
Kröten und Schlangen vom Herren sein,  
Und er auch manches nur ebauchiert,  
Und gerade nicht alles ausgeführt.

So hab' ich als ein armer Knecht  
Vom sündlich menschlichen Geschlecht  
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt  
Und mich in allerlei egerziert,  
Und so durch Übung und durch Glück  
Gelang mir, sagt ihr, manches Stück.

Für die Schriftleitung

Wolfgang v. Goethe

